

ARNOLD KÜNZLI

## West-östlicher Dialog über die Wiedervereinigung Europas

Gibt es in Europa wirklich zwei Welten?" fragte der Amerikaner *George Kennern* auf dem achten Europagespräch, zu dem der Magistrat der Stadt Wien eingeladen und das er dieses Jahr unter das Motto gestellt hatte: „Brücken zwischen West und Ost. Europa in Koexistenz oder Kooperation?" Fünf Tage lang diskutierten bekannte Schriftsteller, Diplomaten, Journalisten, Wissenschaftler aus Ost und West im fahngeschmückten Wiener Rathaus über diese unsere Schicksalsfrage. Allein die Tatsache, daß der österreichische Bundespräsident *Jonas* persönlich diesen Kongreß eröffnete, an dem so erklärte kommunistische Parteileute wie etwa der *Isvestija-Leitartikel: Poljanow* teilnahmen und daß der Wiener Bürgermeister *Bruno Marek* das Präsidium übernahm, mag als Beweis für den Willen Wiens gewertet werden, im Ost-West-Brückenbau Pionierarbeit zu leisten. Aber um es gleich zu sagen: Man machte auf diesem Wiener Kongreß nicht etwa in billiger Versöhnung, sondern die bestehenden Differenzen wurden klar herausgearbeitet, und es war der österreichische sozialdemokratische Abgeordnete *Czernetz*, der — vielleicht mit einem Blick auf den gleichzeitig zusammengetretenen Parteitag seiner Partei — die Fragen des Westens an den Osten am leidenschaftlichsten formulierte. Aber gerade deshalb kam es zu einem echten Dialog, der getragen war von dem Willen, einerseits das Trennende zu erkennen, andererseits aber nach einem Gemeinsamen zu suchen, das trotz aller Gegensätze nicht nur eine innereuropäische Koexistenz, sondern auch eine fruchtbare Kooperation ermöglichen würde.

Die Frage, die über diesem ganzen Kongreß stand, lautete: Kann das geteilte Europa dank der Gemeinsamkeit seiner Geschichte und Kultur auf seinem Boden den Ost-West-Gegensatz so weit entschärfen, daß ein Modell einer ostwestlichen Kooperation entsteht, das im globalen Konflikt zwischen Ost und West eine versöhnende, entspannende Wirkung ausüben könnte? Es war der amerikanische Diplomat und Historiker *George Kennan*, der in seiner Eröffnungsrede die Europäer auf diese ihre Aufgabe hinwies. Er meinte, die „halbeuropäischen“ Großmächte, nämlich die USA und die Sowjetunion, seien daran interessiert, in Europa den Status quo zu erhalten. Aber die Teilung Europas habe heute nicht mehr dieselbe Bedeutung wie noch vor kurzem. Unter Hinweis auf die Politik *de Gaulles* und gewisse Selbstständigkeitsregungen in Osteuropa meinte Kennan, daß sich daraus für Europa neue — wenn auch immer noch begrenzte — Chancen für eine selbständige Politik der europäischen Nationen ergäben. Europa müsse darauf hinarbeiten, sein Schicksal wieder in die eigenen Hände zu nehmen.

Aber gleichzeitig warnte Kennan vor einem Rückfall in das alte nationalstaatliche Denken, das die absolute nationale Souveränität als höchsten Wert betrachtet. Ein auf diesem Prinzip aufgebautes Europa würde sofort wieder vor der deutschen Frage und der konfliktgeladenen Frage der Grenzen und Minoritäten stehen. Es würde dadurch ein neues Moment der Instabilität entstehen. Das Deutschlandproblem und die Minoritätenfragen könnten nur gelöst werden im Rahmen eines gesamteuropäischen supranationalen föderativen Systems, der „Vereinigten Staaten von Europa“. Gewiß kann dieses System solange nicht verwirklicht werden, als die Ost-West-Frage quer durch Europa Barrieren aufrichtet. Aber das sollte kein Grund zur Mutlosigkeit sein. Die Wandlungen, die sich in den letzten Jahren vollzogen, lassen vieles als möglich erscheinen. Eine solche Möglichkeit wäre die Schaffung eines europäischen Sicherheitssystems, gleichzeitig mit einer maximalen Entwicklung des innereuropäischen Handels, Verkehrs usw. Es sollte dann eines Tages möglich werden, daß ein Staat, der sich sozialistisch nennt, in einem föderalen Rahmen mit Staaten zusammenlebt, die sich nicht so nennen. Als Fernziel schwebt Kennan ein „Europa als dritte Kraft“ vor, wobei er darauf hinwies, daß die dauernde Abhängigkeit Europas von der Sowjetunion und von den USA für diese beiden Großmächte eine moralische Verantwortung bedeute, der sie nicht immer gewachsen sein könnten. Die Amerikaner hätten so viele Probleme in ihrer eigenen Hemisphäre und auch sonst in der Welt zu lösen, daß er davor warnen müsse, sich für alle Zeiten auf die USA als Garanten der europäischen Sicherheit zu verlassen.

Aus Kennans Worten ging klar hervor, daß in seiner Konzeption eines föderativen Europas die Sowjetunion von diesem Europa ausgeschlossen sein würde. Dem widersprach der *Izvestija*-Leitartikler *Poljanow*: es könne keine Rede von einer Auflösung der Beziehungen zwischen der Sowjetunion und den osteuropäischen Staaten sein. Eine Zusammenarbeit zwischen Ost- und Westeuropa sei nur auf der Grundlage des Status quo möglich. Auch Prof. *I. Rotblat* aus Großbritannien — Animator und Organisator jener „Pugwash-Konferenzen“, auf denen sich periodisch Wissenschaftler aus Ost und West begegnen — widersprach: Es seien zwar regionale Arrangements nötig, doch dürften diese nicht das Kräftegleichgewicht in Europa verändern. Dies wäre aber der Fall, wenn man ein Europa ohne die Sowjetunion aufzubauen versuchte. Das Fernziel müsse der Aufbau einer Weltautorität sein. Rotblat glaubt, daß dies eines Tages möglich sein werde, da man in 30 Jahren die heutigen ideologischen Gegensätze als trivial betrachten werde. Die einzige Frage sei, ob die Welt diese 30 Jahre überlebe.

Die anwesenden Osteuropäer unterließen es aus verständlichen Gründen, zu dem von Kennan entworfenen Leitbild der „Vereinigten Staaten von Europa“ ohne die Sowjetunion Stellung zu nehmen. (Leider hatte man keine Rumänen zu dem Gespräch eingeladen, sie hätten vielleicht dazu etwas zu sagen gehabt.) Aber die Voten der osteuropäischen Teilnehmer waren so gehalten, daß man den Eindruck gewann, Kennans

Idee würde sich durchaus verwirklichen lassen, käme es auf die Osteuropäer allein an. Westeuropäer und Osteuropäer mochten im Ideologischen noch so sehr differieren — sie sprachen doch eine gemeinsame Sprache. Die beiden sowjetischen Konferenzteilnehmer jedoch sprachen eine andere Sprache. Eines der bestimmenden Erlebnisse und Ergebnisse dieser Konferenz war denn auch die Feststellung eines — man möchte beinahe sagen: strukturellen — Unterschiedes im Denken und Argumentieren zwischen den osteuropäischen und den sowjetischen Kommunisten. Die beiden sowjetischen Teilnehmer hatten sich mit ihren Voten selbst isoliert. Sie bildeten, so freundlich sie sich auch gaben, eine einsame Insel in diesem Kongreß.

Das mag auf eine — wohl mit Vietnam zusammenhängende — Verhärtung der sowjetischen Politik zurückzuführen sein, die sich in den Voten der beiden Sowjetteilnehmer reflektierte. Bezeichnend dafür war das Auftreten des jovialen sowjetischen Atomphysikers Prof. W. S. *Jemeljanow*. Laut Programm sollte er über einen „Vorschlag zu einem Atomstromnetz“ in Europa reden. Jemeljanow hatte in privaten Gesprächen vor etwa einem Jahr Ideen über die Schaffung eines gesamteuropäischen Atomstromnetzes entwickelt, die als so interessant empfunden wurden, daß man ihn bat, darüber in Wien ausführlicher zu berichten. Zur allgemeinen Überraschung enthielt aber sein Wiener Vortrag nicht einmal eine Anspielung auf diesen Gedanken. Statt dessen machte er sich zum Wortführer der sowjetischen Propagandathese, wonach in der Bundesrepublik Deutschland offen erklärt werde, die Wiederherstellung der Grenzen Deutschlands sei nur mit Atomwaffen zu erreichen. Auch als er in der Diskussion gebeten wurde, doch noch etwas zur Idee des Atomstromnetzes zu sagen, wich er mit einigen nichtssagenden Allgemeinheiten aus. Man gewann den peinlichen Eindruck, daß er sich nicht mehr zu seiner eigenen Idee bekennen dürfe. Ebenso enttäuschend war das Votum *Poljanows*, der in der — teilweise sehr lebhaft geführten — Diskussion über „Objektivität im Journalismus“ sprach. Sein Beitrag war im Ton einer parteiamtlichen Stellungnahme gehalten. Eine Berichterstattung sei dann objektiv, wenn sie dem Fortschritt dienen wolle. Pressefreiheit sei Freiheit, mit der Presse Handel zu treiben. In der Sowjetunion könne die Berichterstattung nicht zu menschenfeindlichen Zwecken mißbraucht werden, da die Presse eng mit dem Volk verbunden sei.

Der eben aus Prag kommende Schweizer *François Bondy*, der in Paris die Zeitschrift *Preuves* herausgibt, antwortete Poljanow, die Tagespresse in den kommunistischen Staaten trage den Charakter nüchternen Amtsblätter, die die Information auf die zweite und dritte Seite verweisen. Es herrsche dort ein aufgestautes Informationsbedürfnis, das nicht gestillt werde. Anders sei es aber mit den Wochen- und Monatsschriften, deren Leistung und Erfolg man nur bewundern könne. Bondy stellte die Frage, warum man im Osten immer noch Angst habe, durch die Einfuhr westlicher Zeitungen könnte das Regime unterminiert werden, wo doch die eigenen Zeitungen das Regime heute offen kritisierten.

Auch *Robert Jungk* warf Poljanow vor, er habe die Dinge zu rosig dargestellt. Der Eiserne Vorhang bestehe manchmal auch aus schönen Reden, die die Wirklichkeit vernebeln. Auf dem Gebiet der Presseinformation sei er wirklich noch eisern. Im Osten erhalte man eine Einheitskost, im Westen — was die Berichterstattung über den Osten anbelangt — eine ungenügende Kost. Jungk schlug vor, ein internationales Ost-West-Presseinstitut zu schaffen, das die Presseleute zusammenführen, falsche Nachrichten richtigstellen, verschwiegene Nachrichten publizieren, den Austausch von Artikeln und Nachrichten intensivieren sollte usw. Falls diese Idee als zu utopisch erscheine, könnte man mit einem Ost-West-Presseseminar einen Anfang machen.

Der Österreicher *Czernetz* warf die Frage auf: Hat man die Tatsachen wiederzugeben oder nur das, was dem Regime nicht schadet? Der Ungar *Ivan Boldizsar*, Chef-

redakteur einer kulturpolitischen Zeitschrift, meinte, in Ost und West stünden sich keine Perfektionen, sondern zwei Imperfektionen gegenüber. Auf beiden Seiten habe man es mit menschlicher Unvollkommenheit zu tun. Im Osten wüßten die Schriftsteller und Journalisten allerdings mehr über den Westen als umgekehrt. Das Problem sei nicht die Objektivität, sondern die geistige Einstellung des Journalisten; es gehe um die Frage, ob man sich in der Berichterstattung übereinander von der Idee der friedlichen Koexistenz leiten lasse oder nicht. Das heiße aber keineswegs, auf Kritik zu verzichten, sondern setze im Gegenteil Kritik voraus. Auf dieser Grundlage könne ein neuer europäischer Lebenszusammenhang entstehen.

Prof. *Jiri Hajek*, der in Prag die literarische Zeitschrift *Flamen* herausgibt, wandte sich temperamentvoll gegen die falschen Mythen des kalten Krieges. Nur noch die Naivsten glaubten, daß auf der einen Seite alles weiß, auf der anderen alles schwarz sei. Die Literatur habe die Pflicht, die Wahrheit der „condition humaine“ in unserer Zeit zu suchen. Literatur habe eine kommunikative Kraft. Westliche Journalisten zeigten sich verwundert darüber, in Prag europäisch gekleidete Menschen zu sehen, und für tschechoslowakische Journalisten sei es überraschend gewesen, feststellen zu müssen, daß in der deutschen Bundesrepublik nicht lauter Revanchisten, sondern überwiegend ganz normale Menschen lebten, die keinen Krieg wollen. Im Osten gebe es immer noch dogmatische Vorstellungen von der sogenannten bürgerlichen Dekadenz, während im Westen, „eine fast allgemeine Unkenntnis dessen festzustellen sei, was auf dem Gebiet der Literatur heute im Osten vor sich geht. Hajek glaubt nicht an die Möglichkeit einer ideologischen Koexistenz, aber heute begegne man einander nicht mehr nur mit Knüppeln, Verbergen und Selbstbelügen, sondern man sei viel weiter gekommen. Vor allem müsse man sich auf beiden Seiten von der Vorstellung befreien, man müsse den anderen bekehren. Der Marxismus sei als eine kritische Philosophie entstanden und er werde nur dann eine Macht bleiben, wenn er auch sich selbst gegenüber kritisch bleibe.

Prof. *Eugen Kogon*, der die Diskussionen mit seiner unglaublich präsenten Intelligenz bewundernswert leitete, griff in einem Schlußwort vor allem Robert Jungks Gedanken eines Ost-West-Presseseminars auf, von dem man vielleicht bald einmal Konkreteres hören wird. —

Ein weiteres Gesprächsthema bildete die „Mittlerrolle der Literatur“. Prof. *E. Goldstücker* von der Karls-Universität Prag — zur Stalinzeit zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt — sprach über die Rolle *Kafkas* in der Tschechoslowakei. Man könne Kafka weder für den Westen noch für den Osten in Anspruch nehmen. In unserer geteilten Welt bilde das kulturelle Leben eine Einheit. Wenn die Geschichte unserer Jahre etwas sonnenklar bewiesen habe, dann sei es dies, daß es ein Irrtum war, anzunehmen, man könne eine höhere Gesellschaftsordnung ohne Humanismus und ohne Gerechtigkeit aufbauen. Der Akt der Revolution löse ipso facto noch keines der Probleme, die vor der Revolution da waren. Jeder sei im Unrecht, der da glaube, daß man die großen Errungenschaften der Menschheit in Worten annehmen, in Wirklichkeit aber mit Füßen treten könne. Wir seien alle Suchende, auch dort, wo man in einem naiven Optimismus geglaubt habe, die Antwort gefunden zu haben. Im Osten sei man bestrebt, das Naive abzustreifen, und dabei helfe einem ein Kafka. Der Optimismus sei geblieben, aber in Form eines „schweren Optimismus“. Auch Goldstücker bedauerte, daß man im Westen so viel weniger über die Literatur des Ostens wisse als umgekehrt. Der Eiserne Vorhang sei im Osten auf dem Gebiet der Literatur hochgezogen worden, aber er bestehe aus zwei Schichten, und der Westen habe seinerseits einen „cordon sanitaire“ aufgebaut, dessen Wachtposten noch nicht alle zurückgezogen seien. Sein Landsmann *Hajek* ergänzte: Für sie im Osten sei Literatur eine wichtige Form der Erkenntnis des Menschen. Deshalb könnten auch „Godot“-Philosophien, obgleich er sie ablehne, eine Brücke bilden, indem sie helfen würden, die Situation des heutigen Menschen zu erkennen. Man könne nie

zuviel Selbstkritik üben, und die Intellektuellen im Osten litten heute nicht an einem Mangel an Skepsis, ganz im Gegenteil.

Der deutsche Verleger *Helmut Kindler* berichtete dann über die maccarthystische Kampagne, die gegen ihn inszeniert worden war, als er begann, *Ilja Ehrenburgs* Memoiren auf deutsch herauszugeben. Dies führte zu einer längeren Debatte über die „deutsche Gefahr“, die *Kogon* mit der Bemerkung beendete, daß man trotz aller negativer Erscheinungen Bonn nicht mit Weimar identifizieren dürfe. —

Einen weiteren Höhepunkt des Kongresses bildete die Auseinandersetzung zwischen dem polnischen Parteiphilosophen, früheren Stalinisten und heutigen Revisionisten Prof. *Adam Schaff* und Prof. *Ossip K. Flechtheim* von der Freien Universität Berlin über den Einfluß des geistigen Lebens auf die Gesellschaft in Ost und West. Schaff meinte, die Existenz der Atombombe zwinge Ost und West zur friedlichen Koexistenz, doch gebe es keine ideologische Koexistenz, da die ideologischen Konflikte damit nicht aus der Welt geschafft seien. Aber der Kampf müsse mit Worten geführt werden, nicht mit Waffen. Dabei müsse man sich vom Geist der Toleranz bestimmen lassen. Weder solle man den eigenen Anschauungen entsagen noch solle man so auftreten, als ob man ein Monopol auf die Wahrheit besitze. Man müsse sich von der Bereitschaft leiten lassen, die Gegenseite zu verstehen und in den Ansichten des Gegners Teilwahrheiten zu finden. Wenn beide Seiten sich zu den humanistischen Werten bekenneten, sei damit die Basis für einen Dialog geschaffen. „Wird der Humanismus als gemeinsame Plattform angenommen, so findet der Kommunist eine gemeinsame Sprache mit den verbissenen Anhängern des Privateigentums.“

*Flechtheim* wandte sich vor allem gegen die marxistische Auffassung, daß die Produktionsweise für die bestehenden Gegensätze in der Welt verantwortlich sei. Das sei eine antiquierte Auffassung. So gebe es sehr ernste Konflikte zwischen sozialistischen Staaten, trotz identischer Produktionsweise. Die außenpolitischen Beziehungen Rumäniens hätten eine grundlegende Wandlung erfahren, obgleich sich die Produktionsweise nicht geändert habe. Neben dem Faktor Produktionsweise gebe es noch zahlreiche andere Faktoren — etwa denjenigen der Macht —, die eine Rolle spielten. Was den Westen anbelangt, beklagte *Flechtheim* das Verschwinden einer zukunftsorientierten Haltung. Man glaube sich von Ideologien frei, bleibe aber unbewußt restaurativen und reaktionären Ideologien verpflichtet, die das Bestehende zu rechtfertigen suchten. Aber im Osten wie im Westen gebe es dynamische Elemente, die einen Dritten Weg zwischen West und Ost suchten, die gegen den psychischen Terror und gegen die Lüge kämpften und nach einer gemeinsamen Sprache suchten, deren Voraussetzung der Grund- und Urwert der Wahrheit darstelle.

Während *Adam Schaff* meinte, es werde schwierig sein, sich darüber zu verständigen, was Wahrheit sei, und nochmals betonte, die Furcht vor einem Untergang der Menschheit zwinge allen eine gemeinsame Basis des Humanismus auf, erwiderte *George Kennan*, man dürfe sich nicht nur wegen der Kriegsgefahr zum Humanismus bekennen. Auf das Streben zur Wahrheit komme es an, auf die Redlichkeit, vor allem auch sich selbst gegenüber. Und *Eugen Kogon* fügte bei, aus Schaffs Worten habe sich ergeben, daß ein Dialog mit dem Faschismus nicht möglich sei, wohl aber ein solcher mit dem Kommunismus. Zwar habe eine temporäre Übereinstimmung der Methoden von Faschismus und Kommunismus bestanden, aber die Zielstellung des Kommunismus sei eindeutig human — was zum Paradox geführt habe, daß man ein humanistisches Ziel mit antihumanen Methoden zu erreichen suchte —, während der Faschismus einem antihumanen Sozial-Darwinismus verpflichtet sei.

Damit hat *Kogon* wohl den Kern all dieser Diskussionen bloßgelegt: Die Erkenntnis, daß in der Zielsetzung des Marxismus humanistische Elemente vorhanden sind, die

einen echten Dialog in einer gemeinsamen Sprache ermöglichen, und daß das Trennende vor allem in den Methoden liegt, wie dieses Ziel zu erreichen sei.

Es wäre selbstverständlich noch sehr viel mehr über diesen Kongreß zu berichten: So etwa über die interessanten Ausführungen des österreichischen Vizekanzlers *Pittermann* und des Schweizer Altbundesrats Prof. *Max Weber* über die Situation des Ost-West-Handels, und vor allem über das atemberaubend offene Referat des tschechoslowakischen Wirtschaftsreformers Prof. *Ota Sik*. Doch das Mitgeteilte mag genügen, um einen Eindruck von den Möglichkeiten und Schwierigkeiten zu vermitteln, die sich bei einem Versuch ergeben, dem Motto dieses Kongresses nachzuleben, „Brücken zwischen West und Ost“ zu bauen. Man verließ Wien mit dem Eindruck, daß — vorausgesetzt, die Ereignisse in Südostasien führen nicht zu einem Wiederaufleben des kalten Krieges — auf lange Sicht gesehen die Möglichkeiten die Schwierigkeiten überwiegen.